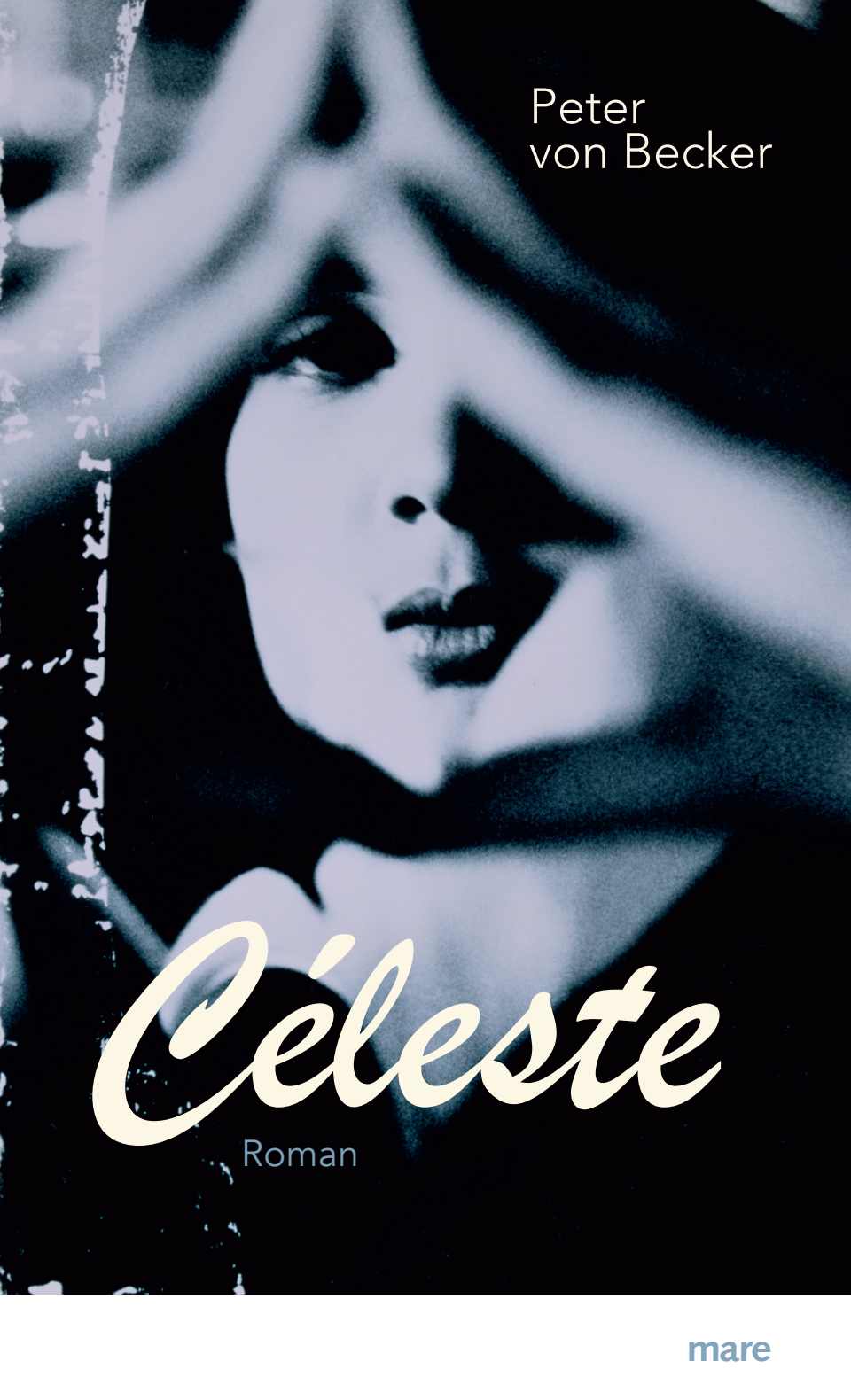




Peter
von Becker

Céleste

Roman

mare

mare

Peter von Becker

Céleste

Ein Roman
in fünf Geschichten

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2017

© 2017 by mareverlag, Hamburg

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Dante MT

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-277-7



www.mare.de

»Und sind nicht die Gespenster unseres Lebens
der Chor von Stimmen, der aus den fernsten Ecken
zu uns spricht und doch nur der einen Stimme
entspringt!«

E. T. A. Hoffmann

»Wird dies alles einmal wahr gewesen sein?«

Samuel Beckett

Anmerkung

Es werden reale Orte – manche nicht
gänzlich real – und gelegentlich auch
historische Personen im Text auftauchen.
Dennoch: Alles ist wirklich erfunden.

Inhalt

Kapitel eins

*Da fliegen sie,
die Blätter meiner Angst*

Eine Vorgeschichte

9

Kapitel zwei

Blind Date

Ein Zwischenspiel

19

Kapitel drei

Céleste

50

Kapitel vier

Die grüne Frau

Noch eine Vorgeschichte

136

Kapitel fünf

Liberty

Das Endspiel

153

Céleste

1

Du bekommst nicht alle Tage eine E-Mail von Céleste. Normalerweise erhält überhaupt niemand eine Mail von Céleste. Mitteilungen, die sie betreffen, kommen höchstens von Museen und Galerien, von Produzenten und Agenten. Als ich ihre Mail sah, war ich so erstaunt, dass ich als Erstes ihr Alter googelte. Natürlich wusste ich, dass Céleste noch lebt und weit über neunzig sein muss, aber ich habe noch nie eine Mail von einem Menschen bekommen, der vor dem Ersten Weltkrieg geboren ist. Überhaupt wirkte die Schrift auf dem Schirm geisterhaft, wohl, weil es ihre Worte waren, aber welche Hand mochte sie geschrieben haben? Am Ende stand »Kiss« und in der nächsten Zeile ihr Name. Ein Kuss, nicht im Plural, und nachdem ich mir die Mail ausgedruckt habe und sie nochmals lese, denke ich amüsiert, dass ihr knapper englischer Gruß auch eine Aufforderung sein könnte.

Im Absender steht *artist@celestate.uk*, der Text darunter lautet: »*My dear Edvard, I do hope you are fine. Benedictine will contact you soon.*«

Das klingt wie der Ton älterer Herrschaften, die in früheren Zeiten gewohnt waren, ihre Angelegenheiten telegrafisch zu regeln. Mit formvollen, doch entschieden knappen Anweisungen. Auch diese Botschaft hat sie sicherlich diktiert, Céleste ist fast hundert und die berühmteste Künstlerin der Gegenwart.

Ein weiteres Mal überrascht bin ich zwei Tage später, als ich einen Eilbrief aus London erhalte. Auf feinem blauem Luftpostpapier, das ich längst ausgestorben glaubte, handschriftlich, mit grüner Tinte, lese ich exakt den gleichen Text wie in der Mail. Wobei ich mir selbst hier nicht gewiss bin, ob das Geschriebene von ihrer Hand stammt und nicht von einem Sekretär oder einer Assistentin. Die Unterschrift entspricht ungefähr meiner Erinnerung, doch ist es Ewigkeiten her, seit ich von Céleste über ihre Londoner Produktionsfirma zuletzt ein Fax bekam. Ihre Werke signiert sie immer nur mit einem »c.« und dem Datum, jedenfalls auf den Blättern, den zwei Zeichnungen und einem frühen Aquarell, die ich von ihr besitze. Ihre Installationen wären zu groß für meine Wohnung oder die Kanzlei, ohnehin sind sie kaum mehr bezahlbar, und nicht jeder, der Céleste bewundert, hat darum gerne künstliche Insekten bei sich zu Hause oder von einem Zufallsgenerator bewegte Maschinen mit ausfahrenden Stacheln, so, als sei man der Bewohner einer Kafka-Parabel.

Benedictines Anruf erreichte mich kurz nach dem Brief. Auf meinem Handy.

Ich freue mich, dich zu hören. Geht es dir gut? Ja, es gehe ihr sehr gut. Oder jedenfalls ganz gut.

Céleste möchte dich sprechen. Das heißt, sie möchte dich sehen.

Warum das, nach so vielen Jahren?

Sie weiß nicht, wie lange sie noch da ist.

Du meinst, es geht zu Ende?

Irgendwann schon. Meine Mutter ist neunundneunzig. Aber sie arbeitet noch mehrere Stunden am Tag und trinkt abends ihren Whisky.

Und was soll ich für sie tun?

Einfach kommen, für zwei oder drei Tage, in diesem Sommer. Ich glaube, sie will dir etwas erzählen.

Wir haben dann nicht mehr lange weitergesprochen. Ich fragte noch, ob ich mit meiner Frau kommen könnte. Ach, du bist wieder verheiratet?

Ja ... wieder. Aber hatte ich dir von meiner Scheidung etwas gesagt?

Davon habe ich über alte Freunde erfahren. Spielt keine Rolle. Was macht deine neue Frau?

Wir sind seit acht Jahren verheiratet. Sie ist ebenfalls Anwältin, hat praktisch meine Kanzlei übernommen. Astrid ist zehn Jahre jünger als ich, und ich habe jetzt mehr Zeit, mit meinem Enkel Tennis zu spielen. Er ist Juniorenmeister von Sachsen und trainiert mich ein wenig. Ich habe noch ein Pied-à-terre in Berlin wegen unserer dortigen Niederlassung, aber wir wohnen mittlerweile in der Nähe von Dresden. Woher hast du denn meine Nummer?

Von deiner Kanzlei. Wollte dich im Büro nicht stören, aber man sagte mir, du seiest unterwegs.

Ich sitze im Garten.

Danach war die Verbindung weg. Im Display stand keine Nummer. Ich wusste nicht einmal, woher Benedictine mich angerufen hatte, und hielt es für ausgeschlossen, dass ihr jemand aus der Kanzlei einfach so meine Handynummer gegeben hatte. Allerdings wollte ich deswegen nicht misstrauisch im Büro nachfragen. Astrid war auf einer Dienstreise in Shanghai, wo einer unserer Mandanten gerade eine Trabantenstadt baut. Aufgespürt hätte mich Benedictine vermutlich auch auf dem Mars. Als ich für ihre Mutter, genauer gesagt, im Auftrag von Célestes englischen und amerikanischen Anwälten, einmal einen Plagiatsprozess in Deutschland geführt habe, firmierte ich noch in Berlin und Düsseldorf. Seit meiner Beziehung zu den Fluxusleuten und später den Jungen Wilden habe ich einen gewissen Ruf auch als »Kunstanwalt«. Die Sache mit Céleste muss Mitte der 1980er-Jahre gewesen sein. Damals behauptete ein angeblicher Erbe der Künstlerin

Meret Oppenheim, mit der Céleste während ihrer Pariser Jahre befreundet war, dass sich Céleste eines Einfalls ihrer Freundin gleich nach deren Tod 1985 bedient habe. Céleste hatte zu dieser Zeit für das Entree eines neuen Museums in Duisburg einen gläsernen Kubus entworfen, in dem ein Cadillac in einem blutigen Tigerfell stand. Außer dem Kühlergrill und den anderen Chromteilen war der Wagen mitsamt den Rädern vollständig von dieser haarigen Außenhaut überzogen, die bei Kunstkennern sofort Erinnerungen an Meret Oppenheims fünfzig Jahre zuvor entstandene Kaffeetasse im Pelz hervorrief. Céleste hatte dies durchaus beabsichtigt, sie sprach von einer Hommage, hatte das Werk und den künstlichen Tigerpelz aber auf ihr weltweites Engagement zum Schutz wilder Tiere bezogen. Den Prozess haben wir dann glatt gewonnen.

Seitdem hatte ich Céleste nur noch sporadisch gesehen, einmal am Rande der Biennale in Venedig, wo ihr die Halle des Hauptpavillons mit dem *Prometheus-Projekt* gewidmet war, für das sie einen von einer Feuerader durchglühten Felsberg entworfen hatte. Nahe dem Gipfel stand eine kleine menschliche Bronzefigur, und über allem schwebten wie ein schwarzer Himmel einhundert ausgestopfte oder lebensecht nachgebildete Adler. Dort bin ich auch Benedictine zuletzt begegnet, die mir stärker gealtert erschien als ihre Mutter.

Benedictine habe ich 1974 in New York kennengelernt. Mein Glück, dass ich als Rechtsreferendar vor dem zweiten Staatsexamen eine Auslandsstation in einer international operierenden Anwaltskanzlei an der Madison Avenue absolvieren konnte. Damals war ich sechsundzwanzig und ein Niemand, und Benedictine war eine Somebody, schon vierzig, eine schwarzhaarige Anwältin mit wasserblauen Augen, französischem Akzent und sehr kurzen Kostümen aus teurem Tuch. So nahm sie den beeindruckten Jungen aus West Germany in ihre erfahrenen Arme.

Als ich zurück nach Deutschland musste, trafen wir uns noch ein paar Mal in Europa, meist in Frankreich, in Paris und auch auf dem Weingut mit kleinem Château, das Céleste im Périgord besaß. Wir durften in der ehemaligen Schlosskapelle wohnen, die in ein Gästeappartement umgestaltet worden war, mit einem Himmelbett unter Engelsfresken im gotischen Chor. Die große Künstlerin empfing uns als *young couple*, sie sprach mit uns, da mein Französisch bis heute zu schlecht ist, meist englisch. Von Geburt war sie Korsin. Aber ich habe sie als eine weltläufige Schamanin vom Mittelmeer und vom Atlantik wahrgenommen, aus Europa und Amerika, vermutlich wegen ihres internationalen Ruhms, der wenige Jahre zuvor begonnen und sich seit der Documenta 1972 in Kassel, wo sie eine Hornisse in den Ausmaßen eines Dinosauriers präsentierte, immerzu gesteigert hatte.

Sie galt, spät entdeckt und von der Fama einer früheren Résistance-Kämpferin umweht, als Idol einer damals neu und mit einiger Emphase beschworenen weiblichen Ästhetik. Céleste hat das nie betont, aber sie spielt auch wie selbstverständlich mit den bis dahin meist männlich besetzten Formen des Monumentalen, Aggressiven, Ironischen. Ich war ihr anfangs nur mit demütigem Respekt begegnet, zu scheu, sie bei einer abendlichen Lammkeule von mir aus überhaupt anzusprechen. Daraufhin behandelte sie mich weniger als Freund, eher wie einen Assistenten ihrer Tochter, bis mir einmal eine Bemerkung unterlief, die sie zum Lachen brachte, und bald wusste ich, dass Céleste Witze mochte, am liebsten recht schmutzige, wenn sie, wie immer im Laufe des Abends, viel getrunken hatte. Selbst hat sie merkwürdigerweise nie einen Witz erzählt. Sie war nur sarkastisch, sprach nach Sonnenuntergang, das war ihre Regel, möglichst nicht über Kunst und trug in jenen späten Sommertagen auf ihrem Château im Périgord meistens einen japanischen Seidenkimono. Sie hatte ihre langen, zu dieser Zeit noch schwarz glänzenden Haare tagsüber zu einem einfachen Pferdeschwanz gebunden, um sie dann jeden

Abend in eine turbanähnliche Hochfrisur mit eingesteckter Vogelfeder zu verwandeln. Gegenüber Benedictine nannte ich ihre Mutter »die letzte Mohikanerin«. *La dernière des Mohicans*. Des Nachts voller Feuerwasser.

2

Zwei Tage nach ihrem ersten Anruf meldet sich Benedictine erneut. Sie habe rausgefunden, dass Dresden einen eigenen Airport besitze und würde mich von London aus gerne »auf einen Sprung« besuchen, um »alles Weitere« mit mir zu besprechen. Ich sage, dass ich sie am Flughafen abhole, worauf sie mich bittet, ihr ein Hotel nahe den Museen und der Oper zu reservieren, sie wolle sich einen Tag lang in Dresden umschaun, um zu sehen, »was die Briten übrig gelassen haben«. Als ich etwas vom Wiederaufbau erwähne, meint Benedictine nur *we will see* und *bye-bye*.

Erst dachte ich, Célestes Tochter wird womöglich mit einer Privatmaschine kommen, aber sie hat einen der wenigen Direktflüge von London gebucht. Kaum erkenne ich sie dann in der Ankunftshalle, obwohl ihr dunkelgraues Kostüm auch aus der Distanz noch immer unschlagbar elegant wirkt und die langen Beine auf High Heels schweben. Nur Benedictines blondierte Haare fallen in dünnen Strähnen, und sie ist furchtbar mager geworden.

Oh, du hast eine Glatze, begrüßt sie mich, und dein Schnurrbart ist neu? Steht dir ganz gut.

Ich nicke, murmle eine rhetorische Floskel, ihr seid ja superpünktlich, als wäre sie in Gesellschaft gekommen, und versuche, mich um ein Gegenkompliment für ihr Aussehen zu drücken. Was Benedictine natürlich nicht entgeht. Kaum im Wagen, erklärt sie: Ich habe sehr abgenommen. Brustkrebs. Die Operation vor ei-

nem Jahr sei an sich gut verlaufen. Aber alles ist weg, Busen und Zigaretten, lacht sie, und das Lachen hat etwas von ihrer alten Klasse. Nur der Krebs ist noch da, sagt Benedictine, irgendwo versteckt als fremder Gast, das spüre ich. *Shit happens*. Was macht deine Frau, ist sie zurück aus Shanghai?

Ihre Informiertheit verblüfft immer wieder. Mit diesem schnellen, direkten Stil hat sie mich schon in der New Yorker Kanzlei bei Rosencrantz & Elswainer beeindruckt.

Nein, Astrid ist noch in China. Wir wohnen an der Elbe zwischen Dresden und Radebeul, übrigens gibt es dort auch ein paar hübsche Weinberge. Das kannst du deiner Mutter berichten.

Später beim Abendessen in ihrem Hotel trinken wir einen Elbtaler Goldriesling zum Zander, ein Flusszander, für den mir keine Übersetzung einfällt, und *local fish* ist eigentlich zu unpräzise für eine präzise Frau wie Benedictine. Sie sagt, die wichtigen Dinge kommen zum Dessert, und wiederholt dann beim Schokoladenparfait, dass mich Céleste zu sehen wünsche. Und ich solle ein Aufnahmegerät mitnehmen. *Some kind of a good recording system*.

Was soll das heißen?

Ganz genau weiß ich auch nicht, was meine Mutter vorhat. Aber sie möchte dich sprechen, möchte dir etwas ... anvertrauen. Sie will auch, dass darüber ein Vertrag gemacht wird. Nichts Kompliziertes, das kann gleich bei ihr zu Hause geschehen.

Und das passiert in London? Oder in Frankreich?

Auf Guernsey. Céleste lebt jetzt die meiste Zeit auf den Kanalinseln, von da ist es nicht weit nach London und Paris. Sie verträgt das milde Klima dort am besten, und es gibt auf Guernsey auch Trauben und Palmen, das erinnert sie ans Mittelmeer. Für ein paar Tage lohnt sich das übrigens nicht für deine Frau, du hattest mich ja gefragt. Außer ihr wollt dort Ferien machen. Ich denke nur, was Céleste mit dir vorhat, ist nicht unbedingt ein Ferienjob.

Etwas Genaueres würde ich darüber schon gerne wissen.

Musst du nicht. Eddy, *oh boy*, Céleste hat mir ausdrücklich gesagt, es bedarf keiner Vorbereitung. Du könntest alle juristischen Bücher und das Internet zu Hause lassen, du solltest nur ein bisschen was von deinem Humor mitbringen. Sie weiß noch heute, dass du mal bei einer Sache nicht weiterwusstest und gesagt hast: »Da stehe ich wie die Henne vorm Spiegelei.« Das ist seitdem einer ihrer Lieblingssprüche, obwohl sie so gut wie niemals ratlos ist und alles besser weiß.

Benedictine balanciert zwar auf schmalen Gliedern, aber zu Fuß ist sie auch mit Ende siebzig noch ein Ass. Am nächsten Tag begleite ich sie ins Grüne Gewölbe, zur Gemäldesammlung im Zwinger und in die Frauenkirche, von der sie angesichts der ausgestellten Fotos von den Rußstrünken der einstigen Ruine am meisten beeindruckt erscheint. Nur ein Abstecher zu mir Richtung Radebeul ist ihr zu viel. Bevor sie abends wieder nach London fliegt, sprechen wir nochmals über meine Reise nach Guernsey, die nun gleich in der kommenden Woche stattfinden soll, bevor Astrid aus Asien zurückkehrt. Auch Guernsey habe einen Flughafen. Weil ich jedoch eine Insel beim ersten Besuch, wenn möglich, immer mit dem Schiff und nicht aus der Luft erreichen möchte, muss ich nach Paris fliegen, wo ein Wagen mich abholen und in die Bretagne nach Saint-Malo bringen werde. Von dort gehe die Fähre nach Guernsey.

Ich bin dann auch auf Guernsey, sagt Benedictine. Als würde mich das beruhigen. Erinnerst du dich übrigens noch an das Restaurant Petit Palais in Paris, wo wir einige Male zusammen gegessen haben, bei meinem Onkel?

Die Frage kommt kurz vor ihrem Check-in am Dresdner Flughafen. Ja, doch, ich erinnere mich. Das Lokal gehörte Célestes Schwager, dem Bruder ihres im Krieg von den Deutschen erschossenen Manns.

Ich weiß, dass wir bei ihm einmal eine fantastische Kalbsniere gegessen haben. Auch wenn das ewig her ist.

Innereien waren die Spezialität von Onkel Regnier. Er wurde 1984 ermordet, ich glaube, ich hatte dir in einem Brief davon berichtet.

Ah ja, jetzt dämmert mir etwas. Der Fall erschien irgendwie ... bizarr? Das stand auch bei uns in den Zeitungen, weil es ein Lieblingslokal von Mitterrand war. Einmal saß Mitterrand an unserem Nebentisch, allein mit einer jüngeren Frau, da war er noch nicht Präsident.

Und hinterher hat er vor der Küche gewartet, um sich von meinem Onkel mit Handschlag zu verabschieden. Das hat dir ziemlich imponiert. Regniers Restaurant war ja sehr familiär und klein.

Während Benedictine redet und ihr Ticket in einer Krokohandtasche verstaut, die kaum den Kriterien ihrer um das Aussterben bedrohter Tierarten besorgten Mutter entspricht, habe ich die Szene von damals wieder vor Augen. Das Petit Palais bedeutete namentlich eine gewisse Ironie, es lag in Belleville, einem Viertel im Pariser Nordosten mit vielen aus Algerien und Marokko stammenden Pieds-Noirs, und es war eine kulinarische Institution. Angesagt bei Künstlern, Intellektuellen und Politikern, die den radikalen Chic des Unschicken suchten. Und Kutteln, Leber, Nieren, Bries und Hirn. Ich entsinne mich jetzt auch, dass dieser Regnier statt ergrauter Haare ganz blonde hatte, ein ungewöhnlich blonder Mann aus Korsika. Aus Korsika wie Céleste.

Wie war das noch mit dem Mord?

Onkel Regnier wurde eines Nachts, als er schon geschlossen hatte, in seiner Küche geradezu hingemetzgert. Auch an den Wänden, auf den Bildern, die er als Sonntagsmaler in seinem Lokal aufgehängt hatte, überall waren Spuren von Blut und Gebröle. Eine grausige Schweinerei. Man dachte erst an einen Ritualmord, oder es habe irgendwas mit der Mafia zu tun. Dann

wurde ein Konkurrent von Regnier verhaftet, ein drogensüchtiger Chefkoch mit langem Vorstrafenregister. Aber man hat ihn schnell wieder entlassen. Der Fall wurde nie geklärt.

Und warum kommst du plötzlich auf diese alte Geschichte? Benedictine zieht ihr Ticket wieder aus der Krokotasche und haucht mir vor der Passagierkontrolle noch einen *Goodbye*-Kuss zu. Sie meint, die Sache hätte womöglich eine Bedeutung für Guernsey. Dabei wendet sie sich mit ihrem Lachen schon ab. Sie wisse nicht, weshalb, es sage ihr nur der Instinkt.

3

Die ins Meer vorspringende Feste von Saint-Malo will ich mir doch wenigstens anschauen. Aber es regnet seit der Landung in Paris, selbst das pittoreske bretonische Hotel in der Altstadt ist abends klamm, und in der kleinen Halle mit der dunklen Eichenbalkendecke haben sie den Kamin angezündet, mitten im Juli. Am nächsten Morgen wirkt das Licht dann wie eine Explosion, der Himmel blank und das gestern noch schäumende Meer eine stille Flut. Bei einem solchen Wetter verfluche ich die neumodischen Highspeedfähren, diese Schrapnells ohne bequemes offenes Oberdeck. Aber selbst die Fische haben sich allem Anschein nach an die tosenden Maschinen gewöhnt, und im Golfstrom der Kanalinseln, zwischen Jersey und Guernsey, taucht plötzlich ein Schwarm Delfine auf. Erst sind sie nur ein silbriger Reflex am Horizont, dann tummeln sie sich und springen spielerisch immer wieder so nah beim Schiff, als wär's eine Wildwasserschau.

Als die Turbinen in der Einfahrt von St. Peter Port auf Guernsey ausrauschen, klingelt mein Handy. Benedictine sagt, *Hi, it's Beny*. Sie stehe gleich am Kai. Beny, diesen vertrauten Rufnamen habe ich von ihr seit unseren alten Tagen nicht mehr gehört. Obwohl sie mich zuletzt wieder Eddy genannt hat, hätte ich ihre

Kurzform kaum mehr benutzt. Zwischen uns, denke ich, liegt doch eine oder zumindest eine halbe Generation. Und wir beide ein Liebespaar, das war vor verblichenen Zeiten, auch wenn man sich bei so viel Sex und Spaß gerne unsterblich vorkommt. Weil unsere Beziehung, die erst so richtig im *Ladies Bathroom* der New Yorker Anwaltskanzlei begonnen hatte, von Anfang an ohne Zukunftspläne war, kannte sie keine Zeit und erschien uns damals ganz alters- und schwerelos. Doch inzwischen haben wir beide in keinem Glassarg geschlafen. *Hi Beny*, das geht mir nicht wieder so leicht von den Lippen.

Nach den zwei Tagen in Dresden umarme ich meine unwirklich alte, unwirklich muntere Freundin dennoch viel unbefangener, vor allem bin ich auf ihre Magerkeit und den Krebs gefasst. Auch Benedictine wirkt entspannter, ihr noch immer strahlendes Lachen lässt ihre Lippen voller aussehen, als sie es nun sind in einem Gesicht, das dem so schonungslos indiskreten Blick der Erinnerung nur noch als Abglanz erscheint. Wie eine je halbseitig aus Vergangenheit und Zukunft geformte Maske, die zusammen mit den dünnen, seit Dresden kürzer geschnittenen Strähnen auf einem aparten Schrumpfkopf sitzt. Schon bei unserer Begrüßung am Hafen fühle ich mich von Benedictines Intelligenz sogleich durchschaut, aber sie überspielt die Situation wiederum offensiv und verblüffend herzlich. Sie küsst mich, hält für Momente meinen Kopf fest, und ich fahre mit meiner rechten Hand ganz unwillkürlich ihren Hals entlang und streife mit einem Finger von der Halsbeuge herab noch leicht über ihre Brust.

Erneut lacht sie, fasst meinen Zeigefinger, als hätte sie ihn im Niemandsland ertappt, und sagt: Kein Glockengeläut mehr! Sofort weiß ich, was sie meint. An den empfindlichen Stellen ist Benedictine eben unschlagbar unsentimental. Ich hatte, als wir bei Céleste in der ehemaligen Schlosskapelle miteinander schliefen und Benedictine auf mir ritt und ihre großen Brüste vor meinen

Augen schwangen, irgendwann einmal gescherzt: Nun läuten hier wieder die Glocken! So ein Zeug, das Männer sagen, und sie hat es sich gemerkt.

Am Kai von St. Peter Port vor einem der weißen Hafencafés steht Célestes Bentley, bordeauxrot. Helle Ledersitze. Benedictine sagt: Spanische Büffelhaut, von glücklichen Rindern! Kein Stierkampf oder schlechte Metzger, die hätten die Häute zu sehr beschädigt, um bei einem Rolls oder Bentley zum feinen Leder zu taugen. Ich müsse gar nicht spotten, meint sie selber mit leichtem Spott, als hätte sie meine Gedanken schon vorab gelesen. Von wegen Krokotasche und Célestes großen Tierschutzkampagnen. Hierzu hatte ich mir eine Bemerkung letzte Woche doch nicht verknäufen können.

Ich wundere mich, dass kein Chauffeur uns fährt, und ich bewundere Benedictines Sicherheit, mit der sie den mächtigen Wagen durch die engen, von überbordenden Hecken und Büschen gesäumten Straßen lenkt, über sanfte grüne Hügel und vorbei an Farmhäusern und Dörfern im südenglischen Stil. Alles wirkt eine Spur weicher, verspielter als in der Bretagne oder Normandie, umso mehr fallen mir die oft französisch klingenden Haus- und Ortsnamen auf. Bei La Fosse, im Süden der Insel, erzählt Benedictine, habe sich ihre Mutter vor Jahren einen »kleinen Besitz« gekauft. Ihre Produktionsfirma sei in London geblieben, obwohl Guernsey ein Offshore-Steuerparadies sei, außerdem gebe es noch ein Atelier in Paris. Nur das Loft in Manhattan, das Benedictine in ihrer New Yorker Zeit mitbewohnt hatte, sei verkauft worden.

Und das Weingut mit Château und Kapelle?

Das habe Céleste an sie überschrieben, doch als kinderlose Witwe, retirierte Anwältin und moderate Trinkerin könne sie damit nichts Gescheites anfangen, sie habe das Ganze verpachtet. An einen Lebensmittelkonzern, der die Reben für seine Cuvées nutze und im Château Seminare für Führungskräfte veranstalte.

Was nun mit der Kapelle, mit unserer Kapelle, geschehen sei, wisse sie nicht.

Wir lächeln beide, Benedictine hat in der Sonne das Cabriodach zurückgefahren und eine zur Wagenfarbe passende rote Basecap aufgesetzt. Mir fällt ein, dass sie in ihrer Jugend als Hobby Auto-rennen gefahren war, und uns umweht ein Hauch Ferienstimmung, sodass ich doch noch einmal frage, was ich hier eigentlich soll. Übrigens hätte ich ein kleines digitales Aufnahmegerät mitgebracht, das ich auch für Diktate gebrauche.

Das wäre nicht nötig gewesen, alles steht auf der Hester Grange, so heißt das Gut, längst bereit. Eddy, sei nicht ungeduldig, ich ahne selbst nur was und weiß doch nichts, aber sie hat für alles gesorgt.

Zur Hester Grange zweigt ein ungeteilter Stichweg ab, kaum breiter als der Bentley, der erst wieder zu dem sich hinter Glyzinien und einem weiten Torbogen öffnenden Besitz zu passen scheint. Das Haupthaus der ehemaligen Farm ist ein rosenbe-rankter Backsteinbau, aus dem Kiesbett der Einfahrt und dem umgebenden Grün leuchtet er in der Sonne in warmem Braunrot bis hoch zum Dach, das mit Tonziegeln und nicht wie an der Kanalküste sonst üblich mit dunklem Schiefer gedeckt ist. In den angrenzenden ehemaligen Ställen und Scheunen seien jetzt Gästezimmer und eine Werkstatt, erklärt Benedictine, Célestes eigentliches Atelier befinde sich im früheren Gesindetrakt, dort habe sie die Zwischendecken teilweise herausnehmen lassen. Du weißt, sie ist raumsüchtig. Benedictine nennt ihre Mutter »agoraphil«. Auch ihr Auftreten erinnere ich als raumfüllend dominant. Wir gehen durch einen lichten Salon und die zum Garten geöffneten Glastüren, setzen uns, kurz begrüßt von zwei Windhunden, in Korbstühle unter einen cremefarbenen Sonnenschirm, und eine junge Frau mit asiatischem Aussehen serviert Wasser mit Eiswürfeln. Das ist Charissa, ihre Familie kommt von den Philippi-

nen, sagt Benedictine. Ob ich Alkohol möchte, nein? Die beiden Windhunde heißen Bouvie und Pécu, das rufe sich leichter als Bouvard und Pécuchet. Du weißt doch ..., fügt Benedictine hinzu. Mir schwant etwas, aber ich finde Hunde affig, die Namen von Romanfiguren tragen, genauso wie Katzen, die Einstein oder Bowie heißen.

Nach einer Viertelstunde höre ich hinter uns im Salon ihre unverkennbare Stimme. Ein rauchiger Mezzosopran mit hellen Sprüngen. Céleste ist noch immer groß, wenngleich ein wenig gebeugt, doch stützt sie sich auf einen silbernen Stock, den sie, wir sind aufgestanden und ihr entgegengekommen, zur Begrüßung einfach hinter sich wirft, um meine Hand mit beiden Händen zu nehmen. *Good to see you, Eddy!*

Am liebsten würde ich von diesem ersten Auftritt ein Handyfoto machen, die Begegnung mit einer Sehenswürdigkeit. Um den Hals trägt sie eine Korallenkette zum luftigen Sommerkleid, an den langen knöchigen Fingern massive Ringe aus Gold und Silber, dazu zahlreiche Armreife, und ihr volles Haar ist straff zurückgekämmt, wie früher ein schwarzer Pferdeschwanz, nun durchzogen von einer breiten Silbersträhne. Die hohe Stirn, die gebogene Nase, mit neunundneunzig ist sie, übersprenkelt von Altersflecken auf der südlichen Haut, noch immer eine schöne Frau.

Wir wollen in zehn Minuten den Lunch nehmen, nicht wahr, Darling. Dazu erwarten wir noch Professor Rutherford. Ich hoffe, er verspätet sich nicht.

Ob sie ihre Tochter oder etwa mich mit der Floskel Darling bedacht hat, bleibt offen bei diesem zwischen Einladung und Anordnung schwebenden Auftakt. Ich habe nur gleich wieder ihren bestrickenden Ton im Ohr. Kaum verändert nach all den Jahren. Celéstes Englisch verbindet den vokalisch sanften Singsang der Französin mit einer mitschwingenden Energie und Härte in den

rollenden, rauen Konsonanten. Eigentlich nicht unbritisch dieser Unterton, aber vielleicht auch in ihrer Herkunft von der viel südlicheren Insel begründet.

Wie auf Geheiß tritt Sekunden später, von der Gartenseite herbeigeeilt und gefolgt von den Windhunden, ein massiger Mann mit gerötetem Gesicht und Hemingwaybart in weißem Anzug zum rosa Hemd auf die Terrasse, schwenkt sichtlich erhitzt seinen Strohhut und deutet gegenüber Céleste einen Handkuss an. Benedictine und mich grüßt er mit einem Nicken, er sei entzückt wieder hier auf Guernsey zu sein.

Professor Richard Rutherford – Dr. Edvard Krieger, stellt Céleste uns einander vor. Edvard mit einem »v« wie Edvard Munch. Ein Tick, sagt Céleste, das mag ich.

Mein Vater war wirklich ein Munch-Verehrer, leider kein Sammler. Doch meine Familie hatte einen leichten Namenspleen, erwidere ich, beschnüffelt von den Windspielen, die auf die Namen von Flaubertfiguren hören. Professor Rutherford murmelt etwas wie »*oh, really*«, er schaut sich dabei suchend um und bugsiert seinen Borsalino auf einen Beistelltisch. Jetzt noch zu erwähnen, dass mein Vater Friedemann Krieger hieß, verkneife ich mir. Die kleine Pointe hatte ich früher einmal für Céleste zu übersetzen versucht, was zu meiner Verwunderung gar nicht notwendig gewesen wäre, sie schien das deutsche Wortspiel zu verstehen. Céleste erklärt, Dick, wie sie Rutherford nun nennt, Dick lehre in Cambridge »die irdische Gerechtigkeit«, sei allerdings im Hauptberuf ein Kollege von mir, ihr Londoner »Lieblingsanwalt«, was dieser mit einem »Oh, là là« quittiert und indem er auf Céleste ein Glas roten Burgunder hebt. Charissa und ein junger Mann mit hörbar slawischem Akzent servieren uns dazu Roastbeef mit grünem Spargel, der von Guernsey stamme und bis jetzt in den Juli wachse. Die Gastgeberin, sehe ich, isst nur vom Spargel.

Noch vor einem Dessert oder dem Kaffee erhebt sich Céleste, sie ergreift ihren Silberknaufstock, wirft mit der freien Hand den beiden Windspielen mit weitem Schwung je eine übrig gebliebene Scheibe Roastbeef zu, und wir gehen, ohne Benedictine und die Hunde, zu dritt ins Haus. Auf einem Marmortisch liegt im Salon eine rote Ledermappe. Dick Rutherford zieht daraus einen Bogen Papier hervor, den Céleste ohne Brille rasch überfliegt und an mich weiterreicht. Ich setze mich ihr gegenüber und lese den kurzen Text. Es ist eine vertragliche Vereinbarung, nach der ich mich verpflichte, über alle Informationen absolutes Stillschweigen zu wahren, die mir Madame Céleste Salvatori ab dem heutigen Tag mündlich anvertrauen werde und die sie auf Tonträgern sowie mit Videokameras dokumentieren lasse. Die gewünschte Vertraulichkeit ende mit dem Tod von Madame Céleste Salvatori. Nach ihrem Ableben stehe es mir dann frei, die empfangenen Informationen in einem Buch zu veröffentlichen oder in anderer Weise an Dritte mitzuteilen, wobei die Erben der Verstorbenen berechtigt seien, die inhaltliche Korrektheit einer solchen Mitteilung anhand der Film- und Tondokumente zu überprüfen und im Falle wahrheitswidriger Behauptungen die Veröffentlichung zu untersagen. Jeder Bruch dieser Vereinbarung durch Dr. Edward Krieger verpflichte diesen zu einer Vertragsstrafe von einer Million Dollar, unabhängig von weiteren möglichen Schadensersatzforderungen.

Darf ich mir das erst einmal überlegen? Ich schaue Rutherford an, der nickt und blickt zu Céleste.

Natürlich darfst du das. Céleste senkt den Kopf, als wolle sie selbst für einen Moment mit geschlossenen Augen nachdenken. Merkwürdigerweise ist mir ihr goldener Lidschatten bisher nicht aufgefallen, und ich weiß plötzlich nicht mehr, welche Farbe die Augen haben. Oder doch, sie sind irgendwie gelbbraun, zwei Bernsteinkugeln zwischen Goldlid und schwarzem Kajal, vom

Alter kaum getrübt, wie sie mich jetzt wieder anleuchten. Hast du inzwischen nachgedacht?, fragt sie lächelnd.

So schnell?

Vielleicht habe ich nicht mehr alle Zeit der Welt, oder was meinst du, Eddy?

Ich weiß immer noch nicht, um was es dir überhaupt geht.

Um dein Vertrauen. Mir geht es um dein Vertrauen. Sie wischt mit einer ungeduldigen, wenn nicht ärgerlichen Bewegung über die Tischplatte, und auf dem Marmor mit seinen farbigen Intarsien klirrt es und kratzt. Célestes metallische Hand- und Armreifen. Wieder ihr Bernsteinblick. Du musst hier nicht zögern, nimm es als ... Spiel. Nach einem kurzen Lächeln scheint ihr Ärger wieder verflogen. Du spielst das Spiel ohne eigenen Einsatz und Risiko. Irgendwann ist es vorbei, danach bist du frei von jeder Bindung, kannst damit machen, was du willst. Bis dahin erbitte ich deine Verschwiegenheit.

Als Anwalt?

Als alter ... Freund.

Inzwischen ist Benedictine zu uns getreten. Céleste steht abrupt auf, das Vertragspapier liegt zwischen uns auf dem Tisch, sie sagt *au revoir* und geht erhobenen Hauptes und weniger gebeugt als vor dem Mittagessen, so will es mir scheinen. Tack, tack, tack macht ihr Silberstock auf dem Parkett, ihr voraus huscht Charissa durch den Salon, um die Flügeltüre zu einem der Nebenräume zu öffnen und sie hinter Céleste gleich zu schließen.